

## **Zustände in den Staatsbetrieben in Pustamin und Pennekow, Kreis Schlawe**

### Quelle Berlin:

Ein 62-jähriger Deutscher aus Pustamin. Er war vor dem Krieg Postangestellter, floh mit seiner Familie vor den Russen und kehrte zurück, um sich enteignet zu finden. Sie bezogen ein Zimmer im nahegelegenen Gutshaus; er und seine 12-jährige Tochter bekamen Arbeit auf dem großen Bauernhof, den die Russen betrieben. Sie beantragten die Auswanderung nach Deutschland, erhielten schließlich im Januar 1953 die Genehmigung und reisten im Februar aus. Der Befragte spricht praktisch kein Polnisch.

Datum der Beobachtung: Bis Anfang Februar 1953

### Evaluiertes Kommentar:

Dies ist einer der vielen Berichte über PGR (Państwowe gospodarstwo rolne = volkseigenes Gut oder Staatsgut). Jeder von ihnen erzählt die gleiche Geschichte von Inkompetenz, Verschwendung und Bürokratie mit der daraus resultierenden niedrigen Produktionsquote. Obwohl die lokalen Nachrichten, die dieser Bericht bringt, an sich wenig interessant sind, gibt er ein sehr gutes Bild von den Lebensbedingungen eines typischen staatlichen Farmarbeiters.

Der Befragte besaß ein eigenes Haus in Pustamin, Kreis Schlawe, das er sich in der Zeit, in der er bei der Post beschäftigt war, selbst gebaut hatte. Dieses Haus musste er nach der Besetzung des Dorfes durch die Russen räumen und bezog mit seiner Familie, wie auch die anderen Einheimischen, Quartier auf dem großen Gutshof des Dorfes. Auf diesem Hof bekam er mit seiner Tochter, die damals 12 Jahre alt war, Arbeit. Der Hof wurde von den Russen bewirtschaftet. Erst am 1. November 1951 wurde dieser Hof, wie alle großen Höfe in der Umgebung, an die Polen übergeben. Diese machten das Gut zu einem Staatsgut. Auf das Schicksal der deutschen Bevölkerung, die auf dem Hof arbeitete, hatte dieser Wechsel der Zuständigkeit keine großen Auswirkungen. Die Veränderung war nur graduell; unter den Polen wurden sie etwas besser behandelt und die alten Leute, wie z.B. der Befragte, und die Kinder mussten keine schweren Arbeiten mehr verrichten.

Etwa 1 km westlich von Pustamin lag der große Hof Pennekow, wo sich die Verwaltung des Verbandes der Staatsgüter (zespól) im Schloss Seehof befand. Dreizehn große Höfe gehören zu diesem Staatsgut-Verband, einer davon ist Pustamin. Die Arbeiter auf diesen Höfen sind fast alle Deutsche. Im ganzen Bezirk gab es nicht mehr als 3 oder 4 polnische Familien, die als Knechte auf den Staatsgütern beschäftigt waren.

Der Gutshof Pustamin hatte etwa 875 Hektar Land. (Weiden und 75 Hektar Wald sind in dieser Zahl enthalten.) Der Oberboden ist sehr fruchtbar, aber nicht sehr dick; darunter ist Lehm. Aus diesem Grund ist es ratsam, nur Getreide zu säen und nur sehr wenige Kartoffeln und Wurzelgemüse anzubauen, da bei Einsetzen des Herbstregens das Feld unpassierbar wird. Die Aussaat der Winterkultur muss so schnell wie möglich erfolgen.

Auf dem Betrieb gibt es eine große Schweinezucht, in der etwa 1.000 Schweine gemästet werden. Die zu mästenden Schweine werden von dem Gut Pennekow geliefert, wo es eine große Zucht-Abteilung gibt. Außerdem hat der Hof Pustamin etwa 150 Milchkühe und 22 bis 25 Pferde. Der Grund für die relativ geringe Anzahl an Pferden ist, dass der Hof über vier Traktoren verfügt und die meiste Arbeit mit letzteren erledigt wird.

Etwa 60 bis 70 Männer und Frauen arbeiteten auf dem Staatsgut in Pustamin. "Das hört sich nach viel an, aber eigentlich war es nicht genug Arbeitskraft für den Hof, denn die meisten Männer waren über 60 und einige sogar über 70, und dann gab es viele junge Mädchen unter 20. Allesamt waren

sie Arbeitskräfte, die in einem Tagwerk nicht viel leisten konnten. Der Grund für diese Situation ist, dass die Männer im mittleren Alter eingezogen wurden und die jüngeren Frauen beim Herannahen der russischen Truppen in den Westen geflohen sind. Keine dieser beiden Gruppen ist zurückgekehrt und die Wirtschaft spürt ihre Abwesenheit."

Um die Ernte rechtzeitig einbringen zu können, kamen Soldaten zu Hilfe. Sie kamen zur Zeit der Getreideernte und dann wieder später zur Ernte der Kartoffeln. In diesen Zeiten waren etwa 50 Mann auf dem Hof einquartiert.

Die Knechte hatten offiziell festgelegte Arbeitszeiten, aber der offizielle Plan wurde nur im Winter eingehalten. Der Arbeitsplan sah wie folgt aus:

Dezember und Januar	6 Stunden pro Tag
Februar und März	8 Stunden pro Tag
April	9 Stunden pro Tag
Mai bis September	11 Stunden pro Tag
Oktober	solange es hell genug zum Arbeiten war
November	7 bis 8 Stunden pro Tag

Im Sommer arbeiteten sie jedoch oft bis zu 12 bis 13 Stunden pro Tag und manchmal sogar noch länger.

Die ehemaligen deutschen Großgrundbesitzer in diesem Bezirk bauten vor allem Getreide an; Kartoffeln und Wurzelgemüse wurden nur für den privaten Verbrauch des Gutsbesitzers und der Arbeiter gepflanzt. Sie kannten ihre Böden und wussten, dass bei früh einsetzendem Herbstregen, wie er in dieser Gegend üblich ist, das Gemüse auf den Feldern liegen bleiben würde, weil die Ton-schicht kein Wasser durchlässt und der Oberboden so sumpfig wird, dass die Wagen bis zur Achse stecken bleiben würden. Jede Arbeit war zu dieser Zeit unmöglich.

Auch der polnische Direktor war sich dieser Tatsache bewusst und versuchte, bei der Zentrale der Staatsgüter in Stolp gewisse Änderungen im für diesen Betrieb erstellten Aussaatplan zu erwirken; er hatte keinen Erfolg. Er musste etwa 40 Hektar Kartoffeln und ebenso viele Hektar Wurzelgemüse (meist Steckrüben und Rüben) anpflanzen. Nachdem das Getreide geerntet war, kam der Auftrag, eine bestimmte Menge davon sofort zu dreschen und abzuliefern. "Besonders viel Weizen musste in dieser Zeit gedroschen und abgeliefert werden." (Der Befragte kann keine Zahlen über die Menge nennen).

Der Direktor soll im Beisein des Befragten gesagt haben, er habe in der Zentrale versucht, eine Verschiebung des Liefertermins zu erreichen, aber vergeblich. Er wollte erst die Möglichkeit haben, die Felder zu pflügen, zu säen und die Kartoffeln und das Wurzelgemüse zu ernten, aber stattdessen musste er sich um das Dreschen kümmern. Zu dem Befragten soll er gesagt haben: "Ich weiß, dass die ganze Sache Wahnsinn ist, aber ich habe meinen Termin, und wenn ich ihn nicht einhalte, wird man mir vorwerfen, die Wirtschaft zu sabotieren."

Diese Kurzsichtigkeit seitens der Zentralverwaltung wurde teuer bezahlt. Die Herbstregen setzten früher als üblich ein und es regnete ununterbrochen bis zum ersten Frost. Nur mit großer Mühe gelang es, acht Hektar mit einem Pferdepflug zu pflügen und diese Felder dann von Hand einzusäen. Der Rest der Felder blieb unangetastet. Sie waren nicht einmal in der Lage, die Felder zu eggen. Die Rüben blieben auf den Feldern und wurden erst im Januar 1953 herausgeholt, "als die Erde für ein paar Tage aufgetaut war", denn der Hof brauchte Futter für das Vieh. Der Hof war sehr knapp an Futter und die Kühe mussten hauptsächlich Stroh fressen.

Auch die Kartoffeln blieben auf den Feldern und erfroren - etwa 20 Hektar.

Im Sommer und Herbst mussten die Kühe auf die Weide gebracht werden, auch wenn die Weiden schon weitgehend abgefressen waren. Es war verboten, den Kühen frischen Klee, "Peluszka" oder anderes Grünfutter (Futterpflanzen) zu geben. Alles musste auf Anordnung der Zentralstelle auf Holzgestellen zum Trocknen gebracht und aufgestellt werden. Dort wurden die Pflanzen durch den Regen aufgeweicht und alles war verdorben. So wurden fast 25 Hektar vergeudet.

Andererseits war die Getreideernte überdurchschnittlich gut. Das Getreide und insbesondere der Weizen trugen voll aus und auch das Heu war sehr lang. (Der Befragte weiß nicht, wie viel insgesamt geerntet wurde und auch nicht die Menge pro Hektar). Das gesamte Getreide, das sofort nach der Ernte gedroschen wurde, wurde in den Hafen von Rügenwalde gebracht.

Im Dezember begann man mit dem Dreschen des gesamten restlichen Getreides. (Im Herbst nach der Ernte wurde nur ein Teil des Getreides gedroschen.) Das Dreschen erfolgte mit einer Maschine, die von 20 Arbeitern bedient wurde. Sie arbeiteten sechs Stunden pro Tag. Das Getreide wurde in Säcke geschüttet, von denen ein Teil sofort verladen und ausgeliefert wurde; der Rest wurde in den Silo gebracht. Das Stroh und die Spreu wurden in den Scheunen und auf den Dachböden über den Viehställen gelagert, um sie als Futter zu verwenden. "Dies war aber nur unter polnischer Verwaltung die Praxis. Die Russen machten aus dem ganzen Heu jedes Jahr Heuhaufen - die Scheunen blieben leer - sie hatten offenbar keine Ahnung, wofür sie da waren - und die Heuhaufen stehen immer noch hinter den Scheunen, faul und unbrauchbar."

Der Befragte selbst fuhr mit zwei anderen Arbeitern im Dezember 1952 und Januar 1953 fast täglich mit einem Traktor nach Rügenwalde, um 200 Zentner Getreide zu transportieren. Unter Vorlage ihrer Personalausweise erhielten sie jeweils eine Einfahrtsgenehmigung zum Hafengelände und durften das Getreide dann direkt in die Silos abladen. Diese Silos gab es schon vor dem Krieg und sie wurden während des Krieges nicht beschädigt und sind jetzt voll ausgelastet. Soweit der Befragte beobachten konnte, müssen alle Bauernhöfe im ganzen Umkreis ihr Getreide dorthin bringen.

Als Brigadier auf dem Hof Pustamin arbeitete ein gebürtiger Pustaminer namens Willi Völkner. Er war schon während der Zeit, in der die Russen den Hof verwalteten, Brigadier und blieb in dieser Funktion, als die Polen den Hof übernahmen. Obwohl er ein Deutscher war, hat er seine Landsleute sehr schlecht behandelt. Bei strömendem Regen zwang er die Arbeiter auf die Felder zurück, wenn sie, völlig durchnässt, Schutz zu suchen gewagt hatten. Wenn gedroschen wurde, mussten 12-jährige Kinder Säcke mit 50 Kilo Getreide in den Silo oder zum Traktor schleppen. Die Erwachsenen mussten Säcke mit 75 Kilo schleppen, obwohl die meisten von ihnen alte Männer oder Frauen waren. Sie mussten sie so lange tragen, bis sie schließlich unter der Last zusammenbrachen und nicht mehr aufstehen konnten.

Völkner ist etwa 50 bis 52 Jahre alt, gebürtig aus dem Dorf und verheiratet; seine 20-jährige Tochter hat noch nie arbeiten müssen. Bis Kriegsende war er Verwalter der Silos auf dem Hof Pustamin. In den Nachkriegsjahren lernte er gut polnisch zu sprechen. Unter den Arbeitern heißt es, er sei in der Partei, "und außerdem, wenn ein UB-Mann ins Dorf kam, hat er immer freundlich mit ihnen geplaudert, während die anderen Leute einen solchen Besucher immer gemieden haben."

"Völkner hat die Arbeiter sehr unterdrückt, aber wenn der polnische Direktor da war, hat er sich nicht getraut, sie so hart anzutreiben wie sonst, weil der Direktor ein ganz anderer Mensch war. Diese Tatsache half der Situation aber nicht sehr, denn die Leute hatten Angst, sich beim Direktor über Völkner zu beschweren."

Im letzten Jahr - 1952/1953 - arbeitete der Befragte hauptsächlich in der Gärtnerei des benachbarten Bauernhofes Pennekow. Dort befindet sich auch die Verwaltung des Verbandes der Staatsgüter im sogenannten Schloss Seehof. Der Befragte kennt den Namen des polnischen Direktors nicht, aber er begegnete ihm oft und bemerkte, dass dieser Mann sehr freundlich zu den Arbeitern war.

Der Direktor, wie auch seine Frau, waren immer bemüht, mit den deutschen Arbeitern deutsch zu sprechen.

Die Gärtnerei in Pennekow existierte vor und während des Krieges. Die Gärtnerei hatte über 20 Hektar. Etwa 10 Hektar waren mit Weißkohl bepflanzt, der auf diesem Boden gut gedeiht, dagegen konnte man keinen Rotkohl anbauen, die Blätter bildeten einfach keinen Kopf. Auf zwei Hektar wurden Karotten gepflanzt, die sehr gut wuchsen, aber die Hälfte davon blieb im Boden und war gefroren, weil der Herbstregen auch hier eine volle Ernte unmöglich gemacht hatte. Zusätzlich zu den Möhren blieben folgende Pflanzen draußen: etwa 2 Hektar Petersilie und etwa 2 Hektar Zwiebeln (die meisten waren allerdings schon verdorben, so dass der Schaden durch das Einfrieren nicht so groß war). Auf 3 Hektar wurden Gurken gepflanzt, die aber sehr kümmerlich wuchsen, weil das Frühjahr sehr trocken war.

Die Tomaten wurden in zwei großen Gewächshäusern angepflanzt. Sie wurden auch draußen auf etwa einem 1/2 Hektar gepflanzt, aber fast alle von denen draußen wurden durch den Regen verdorben. Gurken wurden in zwei kleinen Gewächshäusern angebaut. Der größte Teil der Produkte der Gärtnerei wurde nach Stolp und Köslin geschickt.

Es gab sechs reguläre Arbeiter in der Gärtnerei, aber zur Zeit des Pflanzens und Erntens halfen die Feldarbeiter aus. Auch beim Hacken und Unkrautjäten wurden die Gärtnereiarbeiter unterstützt. Wenn es aber in der Gärtnerei nicht viel zu tun gab, wie z.B. im Winter, mussten die Arbeiter der Gärtnerei auf dem Hof in Pustamin oder in Pennekow helfen. Die meisten Arbeiter in der Gärtnerei wurden nach Normen bezahlt, aber der Befragte kann nicht genau sagen, wie das System war. Er sagte nur, dass es immer, wenn der Lohn ausgezahlt wurde (um den 6. oder 9. des Monats), einen Streit gab - meist unter den jungen Leuten. Sie hatten den ganzen Monat über die gleiche Arbeit geleistet, und dennoch variierte ihr Lohn von 10 bis zu 30 Zloty.

Einige der Arbeiter bekamen ihren Lohn nach Stunden abgerechnet. Die Lohngruppen pro Stunde waren 0,90 Zloty, 1,30 Zloty und 1,60 Zloty. Allerdings wussten die Arbeiter nie, welche Arbeiten nach welcher Stundenlohngruppe bezahlt wurden. Der Befragte selbst erhielt mal 0,90 Zloty und mal 1,05 Zloty als Stundenlohn, aber auch er kann nicht sagen, für welche Arbeiten die unterschiedlichen Löhne gezahlt wurden.

Der unmittelbare Vorgesetzte des Befragten war der polnische Chefgärtner Marian Cobus. Er behandelte die Arbeiter sehr schlecht, so dass sie alle Angst vor ihm hatten. Im Gegensatz zu ihm waren die anderen Chefs, zum Teil auch Gärtner oder solche, die von der Geschäftsleitung zur Kontrolle der Arbeit kamen, immer sehr nett zu den Mitarbeitern. Es ist die Meinung des Befragten, dass Cobus eine beträchtliche Menge an Diebstählen begangen hat. Der Befragte behauptet, ab und zu verschiedene Fremde in der Gärtnerei beobachtet zu haben, die immer mit vollen Einkaufstaschen weggingen. Der Befragte weiß, dass es offiziell nicht erlaubt war, die Gartenprodukte zu verkaufen.

Der Hof Pennekow hatte etwa 1.000 Hektar, davon etwa 250 Hektar Wald. Außerdem verfügte der Hof über eine große moderne Ziegelei, eine Dampfmühle und ein Sägewerk, die das ganze Jahr über in Betrieb waren. Kurz bevor der Hof den Besitzer wechselte, also vor dem 1. November 1951, demontierten die Russen diese drei Werke und schickten die Maschinen weg. Heute stehen diese Gebäude leer und verfallen durch die Witterung. Niemand kümmert sich um ihre Instandhaltung und es wird kein Versuch unternommen, sie zu sanieren.

Auf dem Hof Pennekow befanden sich eine Reparaturwerkstatt und eine Schmiede für die Versorgung aller Staatsgüter des Kreises. Der Befragte war mit dem Mechaniker und dem Schmied gut bekannt und die beiden beklagten sich oft bei ihm, dass sie fast kein Material und keine Ersatzteile bekämen, die Reparaturarbeiten aber trotzdem durchgeführt werden sollten. Sie konnten nur provi-

sorische Reparaturen durchführen. Das bedeutete offen gesagt, das kaputte Teil einfach mit einem Stück Draht zu verbinden. Der alte Schrottvorrat war völlig aufgebraucht und schließlich mussten die Handwerker versuchen, aus den alten verrosteten, unbrauchbaren Maschinen das Eisen zu retten, was sie konnten, um überhaupt weiterarbeiten zu können. Den Mechanikern war klar, dass die so notdürftig reparierten Maschinen nur eine kurze Zeit funktionieren und dann wieder kaputt gehen würden, aber sie schickten sie zurück, als wären sie in einen guten Zustand versetzt worden, denn sie würden Ärger bekommen, wenn sie den Termin nicht einhalten würden. Ein solcher Vorfall würde automatisch als Sabotage der Wirtschaft angesehen werden.

Auf dem Pennekow-Hof gab es auch eine Schreinerei, aber es fehlten erfahrene Handwerker, die die Arbeit erledigten. Ein paar der begabteren Arbeiter wurden regelmäßig zu einem dreimonatigen Tischlerkurs nach Stolp geschickt, "aber es ist offensichtlich, dass man nach einem solchen Kurs immer noch nicht viel von dem Handwerk versteht. Sie konnten nicht einmal die einfachsten Dinge gut bauen."

Ein ähnlicher Mangel herrschte bei den Dachdeckern. "Auf den Bauernhöfen im Bezirk gab es kaum eine Scheune, einen Stall oder ein Wohnhaus, das ein ganzes Dach hatte. Der Regen kam überall durch. Die Leute konnten ihre Dächer nicht selbst reparieren, weil kein Material vorhanden war." Der Befragte selbst hatte auf dem Hof Pustamin eine kleine Wohnung, bestehend aus Wohnzimmer und Küche. Das Dach war von vornherein undicht, und weil es nicht repariert wurde, wurde es immer schlechter. Natürlich litt die Wohnungsdecke unter der ständigen Feuchtigkeit und das Holz der Dachsparren verfaulte. Eines Tages sackte ein Teil der Deckenverkleidung ein. Der Befragte versuchte, das Ganze mit Brettern, Stroh und einer Decke abzudecken. Im Winter kam die Kälte auch durch das Loch herein. "In der anderen Wohnung war es vielleicht nicht ganz so schlimm wie bei uns, aber in unserer Wohnung kam der Regen auf die Betten durch, wenn es stark regnete oder wenn es tagelang am Stück regnete. Wir hatten manchmal Angst, dass das ganze Dach einbricht."

In der Zeit der russischen Verwaltung wurde auf den Höfen so vieles sinnlos vergeudet, was sich noch immer bemerkbar macht. Die Russen pflegten das Heu in großen Formen zu stapeln, anstatt es in die Scheunen zu bringen. Die Scheunen standen leer. So ließ der russische Kommandant in Pustamin eine neue Scheune (Baujahr 1939) abreißen, weil er kein Holz zum Heizen hatte. Das Gleiche geschah mit mehreren Wohnhäusern auf den Gütern im Bezirk. Wenn sie leer standen, ließen die Russen sie abreißen, und wenn es keine leeren Häuser gab und sie Holz brauchten, mussten zwei Familien aus ihren Häusern in das eine einziehen, und das andere wurde evakuiert und abgerissen. Das Holz wurde verbrannt und die Steine wurden der Witterung ausgesetzt. Das Ergebnis ist, dass die Menschen heute auf engstem Raum und in so schlechten Behausungen leben müssen, wie im Fall des Befragten, weil es nicht genug Häuser gibt. Die Menschen sind der Meinung, dass es Jahrzehnte dauern wird, bis alles wieder aufgebaut werden kann, was die Russen zerstört haben, weil die Polen keine Mittel haben, den Wiederaufbau zu beschleunigen, und weil den Betriebsleitern durch den ständigen Druck, die Produktionsquoten zu erfüllen, jede Möglichkeit der Initiative in dieser Richtung genommen wird.

Die Landarbeiter - Polen wie Deutsche - erhielten keine Brennstoffzuteilung, weder Kohle noch Holz. Deshalb gingen sie nachts in den Wald und fällten einen Baum, zersägten ihn in Stücke und brachten ihn nach Hause. Dort wurde er in Stücke gehackt und versteckt. Hinter dem Ofen trockneten sie immer nur ein paar Stücke auf einmal aus. Auf dem Hof des Herrenhauses gab es einen großen Haufen Kohle. Jedes Mal, wenn die Arbeiter die Möglichkeit hatten, steckten sie sich ein paar Kohlestücke in die Tasche, "denn jedes kleine Stückchen Kohle war eine Hilfe für uns." Dies war natürlich strengstens verboten.

Soweit der Befragte weiß, bekamen auch die polnischen Bauern im Dorf keine regelmäßige Kohlenzuteilung, d.h. nur wenn sie ein Schwein oder ein Stück Vieh abgeliefert hatten, bekamen sie

eine bestimmte Menge Kohle (der Befragte weiß nicht, wie hoch diese war).

Der ganze Bezirk hatte elektrisches Licht. 1 Kilowattstunde kostete 0,30 Zloty und es gab keine Begrenzung für den Verbrauch. Allerdings wurde der elektrische Strom oft abgeschaltet. Dieses Abschalten des Stroms wurde nicht im Voraus angekündigt, obwohl sich das Kraftwerk in Seehof befand. Manchmal war man gerade dabei, auf dem Hof zu dreschen, als der Strom abgeschaltet wurde. Die Arbeit musste dann unterbrochen werden. Aus diesem Grund nahm der Befragte an, dass der Befehl zum Abstellen des Stroms von Stolp oder Schwabe gekommen sein muss und somit auch für die Hofleitung unerwartet kam. Ansonsten wären die Arbeiten sicherlich entsprechend geplant worden. Außerdem kam es oft zu Kurzschlüssen, besonders bei stürmischem Wetter. Die Masten, die die elektrischen Leitungen trugen, waren seit Jahren nicht mehr erneuert worden und teilweise morsch. So würden sie bei starkem Wind zusammenbrechen und einen Kurzschluss verursachen.

Viele der Landarbeiter züchteten Schafe, um Wolle zu haben. Die Frauen spannen diese Wolle im Winter und strickten damit Jacken, Hemden und Unterwäsche. Das war eine große Hilfe für die Arbeiter und ihre Familien, denn sie konnten sich keine Kleidung kaufen. Auch die polnischen Bauern im Dorf hielten Schafe, denn auch für sie war die Wolle sehr teuer. Die meisten von ihnen hatten jedoch kein Spinnrad und brachten ihre Wolle zu den Frauen der Arbeiter der Staatsgüter, um sie zu spinnen. Auch die Frau des Befragten spann Wolle für andere, um sich ein wenig dazu zu verdienen. Sie hat auch viel für andere gestrickt. Die polnischen Bauern waren sehr knapp bei Kasse und zogen es vor, das Spinnen und Stricken mit Lebensmitteln - Fleisch, Schmalz oder Butter - zu bezahlen, denn das konnten sie manchmal entbehren.

Ab November 1951 sollten die Bauern an die Staatsgüter monatlich 84 Zloty Futtergeld für eine Kuh und 26 Zloty für ein Schaf zahlen. Einige von ihnen konnten sich das nicht leisten und mussten ihre Tiere zu dieser Zeit verkaufen. Im Oktober 1952 kam jedoch die Anordnung, dass es den Landarbeitern verboten wurde, eigene Tiere zu halten. Sie sollten alle sofort geschlachtet werden. Aber die Bauern trennten sich nur ungern von den schönen Tieren, vor allem von der Wolle im Falle der Schafe, und so brachten sie ihre Schafe zu den polnischen Bauern im Dorf. Die polnischen Bauern erhielten ihre Entlohnung für die Pflege der Schafe teils in Geld und teils in Futter für das Tier - letzteres war ihnen übrigens viel lieber. Zumindest konnten die Mitarbeiter der Staatsbetriebe auf diese Weise ihre Schafe retten.

Jedem Mitarbeiter der Staatsgüter stehen 1,5 Morgen Land für den Anbau von Gemüse, Kartoffeln etc. für den Eigenbedarf zu. Mit der Ernte von diesem Stück Land können sie machen, was sie wollen. Diese Ware war nicht an Lieferquoten gebunden. Für dieses Land mussten sie 20 Zloty Pacht pro Jahr zahlen.

Zusätzlich zu diesem Stück Land durften die Arbeiter vom Staatsgut jedes Jahr 6 Zentner Roggen, 1 Zentner Weizen und Kartoffeln (der Befragte kennt die Menge der Kartoffeln nicht, da er nie welche gekauft hat) für jedes arbeitende Familienmitglied kaufen. Da sie offiziell Hühner halten durften, konnten sie auch Hühnerfutter kaufen. Die Menge war begrenzt, aber der Befragte kennt die Anzahl der Kilos nicht. Der Befragte selbst hielt immer zwischen 6 und 10 Hühner, aber das Futter für sie kam meist von seinem eigenen Stück Land.

Weder der Gutshof in Pustamin noch der in Pennekow hatten eine Gemeinschaftsküche. Die Arbeiter mussten mittags zum Essen nach Hause gehen. Der Befragte und seine Tochter kamen täglich zum Essen nach Hause, obwohl sie in Pustamin wohnten und in der Gärtnerei in Pennekow arbeiteten. Deshalb war die Mittagszeit für sie keine Zeit der Entspannung, denn sie mussten sich beeilen, um in der vorgegebenen Zeit nach Hause und zurück zu kommen. Die Frau des Befragten arbeitete nicht. Sie kochte und erledigte die Hausarbeit.